

## **Katja Gasser --- Abschweifungen zur Frage der »Identität«**

Irgendwo muss man ja anfangen. Also:

Niemand ist seiner Herkunft wegen ein besserer oder schlechterer Mensch. Herkunft sagt nichts über die moralische Qualität eines Menschen aus. Meine Mutter wurde, weil sie Kärntner Slowenin war, während der Nazi- Zeit deportiert. Sie war ein Kind. Ein schüchternes Dorfkind. Zähle ich deshalb zwangsläufig zur moralischen Elite? Mitnichten. Und umgekehrt: nur weil jemandes Vater oder Mutter ein Nazi war, ist er/sie nicht automatisch als moralisch defizitär einzuordnen.

Was die Tochter von Nazis mit mir gemeinsam hat? Dass weder sie noch ich diese Vergangenheit einfach abstreifen können, dass sie, die Vergangenheit, uns immer wieder anspringt, unberechenbar ist. Diese Vergangenheit, die man immer als zutiefst zerklüftete denken sollte, zerfurcht einen. Man entkommt ihr nicht. Man soll ihr auch nicht entkommen. Jeder brauche den Verweis auf die Vergangenheit, schreibt Cécile Wajsbrot in ‚Zerstörung‘, es sei das notwendige Gefühl unserer Kontinuität. Im Augenblick, in der Gegenwart eingesperrt, ersticken wir. Die Politik, die den Namen nicht verdient, versucht immer wieder, den Menschen im Moment einzukerkern.

Was die Nachfahrin von Nazis und ich noch gemeinsam haben? Dass wir ein- und dieselbe Vergangenheit teilen, dass das kollektive Unterbewusste, das Péter Nádas in seiner Literatur so akribisch erforscht, sowohl sie als auch mich, sowohl meine als auch ihre Herkunftsgeschichte birgt. Wir kommen voneinander nicht los, wir sind, letztlich alle, untrennbar miteinander verbunden.

Sie, die Vergangenheit, wirft Schatten, stellt Fallen auf. Man muss durch sie, diese Vergangenheit, hindurch, danach fragen, wieviel Zukunft in ihr steckt und wieviel Zerstörtes. Letztlich kommen wir alle von Ruinen her.

Versöhnung lässt sich nicht verordnen, genau so wenig wie Nähe. Aber man kann sich politisch um sie bemühen, um eine Annäherung. Diese Versuche sind Zeichen von Zivilisation. Und Zivilisation: sie realisiert sich nicht ohne Anstrengung. Für niemanden. Und sie, die Zivilisation, kommt mit dem Denken in Echtheitskategorien nicht weiter. Wer in Echtheitskategorien denkt, denkt nicht.

Ein Versöhnungsdiskurs allerdings, der historische Fakten verwässert, ist kein Verhöhnungsdiskurs: die Opfer werden dadurch noch einmal zu Opfern.

Es gibt keinen Zweifel: es gab und gibt Opfer, es gab und gibt Täter. Es gibt die Macht und es gibt die Ohnmacht. Meine Mutter, die als Kind, gemeinsam mit ihrer Familie am

14. April 1942 deportiert worden ist: sie war ein Opfer. »Der 14. April 1942 war ein schöner Apriltag, wir arbeiteten am Feld«, höre ich meine Mutter erzählen. Ihre Angst von damals sitzt als tiefe Trauer und wilde Wut in meinen Knochen.

Und obwohl es so ist, dass es Opfer gab und gibt, und obwohl es so ist, dass es Täter gab und gibt, gilt, was die deutsche Autorin Angela Krauß einmal so formuliert hat: Jedes Urteil über jeden und alles sei falsch – deshalb gäbe es die Kunst. Das trifft sehr gut mein innerstes Empfinden. Georges-Arthur Goldschmidt, der zu einem meiner literarischen Säulenheiligen geworden ist, schreibt in dem Buch ‚Vom Nachexil‘ zur Frage der Identität: »Keiner ist, was man ihn zu sein bestimmt, keiner ist das, was man über ihn sagt, keiner ist nicht einmal, was er zu sein vermeint, was man ihm als Werkzeug aufgesetzt hat, keiner kann sich mit seiner Bezeichnung als ein solcher vollends identifizieren. Jeder ist immer nur, was er ist und von dem er allein weiß, daher die Heiligkeit des menschlichen Seins, die unersetzbare Einmaligkeit eines jeden Menschen, der alleine doch nur derjenige ist, der er ist, und von dem kein anderer fühlen kann, wie er, er selber ist.«

Indes: das Konzept der festzurrbaren Identität feiert fröhliche Urständ. Woran das liegt? Ist es wirklich so, dass das, was wir zur Zeit erleben, also vielerorten antiliberaler und antidemokratischer Entwicklungen und Renationalisierung, auch Reaktionen darauf sind, dass man zugunsten von Diversität und Heterogenität das Zugehörigkeitsbedürfnis von Menschen zu einem leicht konsumierbaren Wir unterschätzt, missachtet hat? Ist es nicht vielmehr so, dass sich Menschen in ein überschaubares ‚Wir‘ flüchten, weil die sozialen Bindungen zunehmend erodieren, weil das, was als Gnade des Individualismus und große Freiheit verkauft wird, mehr und mehr dem Ausverkauf aller mühevoll errungenen Werte und Rechte gleichkommt und auf ein Verstoßen-Werden in einen anti-solidarischen Raum der totalen Obdachlosigkeit hinausläuft, in dem die Globalisierung neoliberaler Prägung die Menschen gegen Zusammenhalt jedweder Art zurüstet?

Was trägt der Umstand, dass wir in Zeiten ‚flexibler Solidarität‘ leben (was für ein elender Ungeist aus dieser Begrifflichkeit spricht), dazu bei, dass offenbar wieder die Sehnsucht der Menschen nach einem leicht verdaulichen Wir wächst? Die Sehnsucht nach einem Wir, in dem ‚exklusive Solidarität‘ herrscht, der Wunsch nach einem Wir, das als abgeschlossenes, ethnisch und kulturell sauberes, radikal anti-plurales gedacht wird, ein Wir als Panzer gegen ‚das Fremde‘, ein Wir, das sich labt an der Angst vor sozialem Abstieg, vor Verlust von Wohlstand, sich labt an der Angst vor Verlust überhaupt. Dabei ist es doch so: »Am Leben zu sein bedeutet, Verluste zu erfahren«, wie Judith Schalansky im Vorwort zu ihrem Buch ‚Verzeichnis einiger Verluste‘ schreibt. Und etwas weiter ist darin zu lesen: »Wie alle Bücher ist auch das vorliegende Buch von dem Begehren angetrieben, etwas überleben zu lassen, Vergangenes zu vergegenwärtigen,

Vergessenes zu beschwören, Verstummtes zu Wort kommen zu lassen und Versäumtes zu betrauern.« Gilt das, frage ich mich, nicht zu einem Gutteil für das Leben selbst?

Herkunft ist keine Leistung. Herkunft ist Zufall. Wir sind alle in Verhältnisse geboren, die wir uns weder ausgesucht noch verdient haben.

Ich kenne niemanden, dessen Wunsch, geboren zu werden, erfüllt worden wäre. Aber es gibt sicher irgendwo solcher Art imprägnierte Sich- Selbst-Überschätzer, die auch das behaupten würden. Ich halte mich da eher an den fragilen Trost eines Fuzzman, also Herwig Zamernik. Oder an Zeilen wie diese: »Es kann sein, dass man zerbricht./Wer ist schon groß geworden, ohne zu zerbrechen?/Wichtig ist es, zusammenzuwachsen./Konntest du richtig zusammenwachsen?//« Geschrieben von Dilek Mayatürk. Das sind Fragen, die mich wirklich umtreiben. Fragen, die ins Universelle zielen, zugleich ins ganz konkrete Fleisch jedes einzelnen.

Ich lasse mir die Verengung meines Ichs auf einen Aspekt meiner selbst hin nicht gefallen, von niemandem. Auch und vor allem nicht von denen, die das Gefühl haben, im Recht zu sein, Recht zu haben. Zumal: »Die meisten Menschen sind jemand anderes«, schreibt Oscar Wilde. Und er begründet diesen Satz so: »Ihre Gedanken sind die Meinungen anderer, ihr Leben ist Nachahmung, ihre Leidenschaft sind Zitate.« So gesehen ist auch der bekannte Satz von Kaspar Hauser – »Ich möchte ein solcher werden, wie einmal ein anderer gewesen ist« – ein, zunächst, zutiefst friedlicher, unschuldiger, durch und durch menschlicher.

Der Autor Hamed Abboud, der 2014 als Flüchtling in Österreich strandete, sagte mir im Zuge eines Gesprächs über sein Buch ‚In meinem Bart versteckte Geschichten‘, sein nächster Text werde nicht mehr von Krieg und Flucht handeln, er möchte nämlich zu jener Freiheit zurückkehren, die er vor dem Krieg hatte: vieles zu sein, nicht nur ein Flüchtling, zu dem ihn der Zufall der Stunde, der Zufall des Ortes, an dem er geboren wurde, gemacht hat.

Ich habe viel von Ágnes Heller gelernt. Eine ihrer Lektionen aus der verheerenden Geschichte des 20. Jahrhunderts: eine Gesellschaft, die die Menschen dazu zwingt, sich für die eine oder andere Identität zu entscheiden, eine Gesellschaft, die einen auf eine einzige Identität und damit auf die Fiktion einer einzigartigen Einheit festnageln möchte, eine Gesellschaft, in der Bekenntniszwang herrscht, ist immer eine zutiefst gefährliche und gefährdete (...); im schlimmsten Fall die Vorbotin einer großen Katastrophe, wie sie sich die Menschheit immer wieder aufs Neue gern selbst beschert.

Mit jedem Menschen fängt die Welt noch einmal von vorn an.

Was sind die wirklich drängenden Fragen unserer Zeit?

»Viele der Konflikte und Grausamkeiten in der Welt beruhen auf der Illusion einer einzigartigen Identität, zu der es keine Alternative gibt,« schreibt der renommierte Wirtschaftswissenschaftler und Philosoph Amartya Sen in seinem Buch ‚Identitätsfalle‘. Wollen wir wirklich hinter fundierte Erkenntnisse eines Amartya Sen zurückfallen?

Unschuldig kommt niemand davon.

Der Glaube daran, dass es Gerechtigkeit gibt, darf nicht versiegen. Der Kampf um sie, die Gerechtigkeit, ebenso wenig. Im Wissen, dass sie, die Gerechtigkeit, etwas grundlegend Ephemeres ist.

Serhij Zhadan spricht in dem Vorwort zu seinem Gedichtband ‚Antenne‘ von einer ‚Großzügigkeit, die nicht zerstört.‘ Das ist etwas, wofür einzusetzen es sich lohnt.

Mir waren Menschen, die sagen, sie seien bei sich angekommen, immer schon unheimlich.